

Der Schock des Elends

Kammerbühne des Theaters Freiburg: Julia Afifi inszeniert Dea Lohers Afghanistan-Monolog "Land ohne Worte"

Was ist die richtige Antwort auf einen gescheiterten Staat? Gescheiterte Kunst? Ob Afghanistan tatsächlich ein gescheiterter Staat ist, sei dahingestellt. Dea Lohers Monolog "Land ohne Worte", in dem sie ihre 2005 unternommene Afghanistanreise verarbeitete und der jetzt in der Kammerbühne des Freiburger Theaters Premiere hatte, ist in vielerlei Hinsicht gescheiterte Kunst. Lediglich der Freiburger Inszenierung ist es zu verdanken, dass sich gewisse Kommunikationskanäle zwischen so unterschiedlichen Lebenswelten wie Deutschland und Afghanistan öffnen mögen. Doch um die schätzen zu können, muss man dem Scheitern erstmal ins Auge blicken.

"Wie war's denn, hm?", wird die aus Afghanistan zurückkehrende Schriftstellerin (gespielt von Johanna Eiworth) gefragt, aber ihr fehlen die Worte. Armut und Gewalt in dem von Krieg zerstörten Land verwandelte sich in ein Grauen, das sie verstummen ließ. Nach außen. Innen tobt das Ringen um Worte.

Dieses Innen ist auf der Kammerbühne in dieser Spielzeit eine Wucherbühne zum Thema Festung Europa. Jede Inszenierung muss mit den zurückgelassenen Schichten voriger Inszenierungen leben. Malve Lippmann hat dazu die zwei Farben Afghanistans – das Blau des Himmels und der Burka und das Ocker des Landes und der Häuser – über die Wandgestaltung der Vorgänger getackert und gepinselt. Frontal schaut noch die Europaskizze der Bühneneinrichtung der "Europäischen Verfassung" durch, an den Seitenwänden ballern Comicsoldaten und schwirren Comic-Hubschrauber. Dazwischen überall Zeitungsausschnitte zu Afghanistan und Frauenikonographie. Darüber Frontfernsehen in Endlosprojektion. So ungefähr muss Afghanistan wohl die Hirne in der Festung Europa attackiert haben, dass sich dort der Wahn bilden konnte, die Freiheit Deutschlands müsse am Hindukusch verteidigt werden.

Nun könnte man meinen, dass die Kunst einen Ausweg aus dieser imperialen Sackgasse sucht. Doch genau dieses Missverständnis, angesichts eines bedrohten fernen Landes nur die eigene imaginäre Bedrohung wahrzunehmen, wiederholt auch

Dea Lohers Monolog. Über die Hälfte des Stückes ist schon rum, ehe zum ersten Mal eine Wahrnehmung aus dem Reiseland geäußert wird. Klischeehaft. Zuvor sinkt Johanna Eiworth mal in Schwermut, rauft sich die Haare, brabbelt vor sich hin, rammt den Körper gegen die Wand, wechselt Kostüme und Perücken, ballert um sich, fetzt die Papiere vom Schreibtisch – das übliche Repertoire der Bühnenverzweiflung eben. Diese Verzweiflung hat sichtbar nichts mit Afghanistan zu tun. Sicher: Die Schriftstellerin hatte dort Schlimmes erlebt, war selber darüber krank geworden – aber worüber muss monologisiert werden? Über den eigenen Bauchnabel.

Der Schock des Elends hat sie in ihren Kunstknast versenkt, in dem sie sich hilflos um sich selbst dreht, Zuflucht sucht zum Maler Rothko, der für sie in der Abstraktion ein angemessenes Ausdrucksmittel für europäische Seelen angesichts afghanischer Realität gefunden hat und sich danach die Pulsadern aufschneidet.

Der Text ist ein Beispiel für die typisch westliche Selbstüberschätzung, das persönliche Scheitern an Weltzuständen gleich als Scheitern der gesamten Kunst aufzublähen. Verquaster Subjektivismus von gewisser therapeutischer, aber ohne inszenatorische Wirkung. Kein Einlassen auf das Erlebte. Die Begegnung etwa mit einer Frau unter der Burka, die 17 Romane und etliche Dramen geschrieben, aber nie veröffentlicht hat und nur redet, wenn der Mann sie dazu auffordert, weckt kein Interesse, sondern nur einen aggressiven Ausbruch.

Was reizt die afghanisch-stämmige Regisseurin Julia Afifi, ausgerechnet diesen Text zu inszenieren? Vielleicht gerade sein Scheitern. Afifi verließ ihre Heimat als Kind. 2003 kam sie auf Einladung des Goethe-Instituts zurück, um in Kabul das Theater wiederzubeleben. Sie brachte Dea Loher nach Afghanistan und erlebte ihr Scheitern. Vielleicht weiß Afifi zu schätzen, dass die Autorin in ihrem Monolog dieses Scheitern thematisiert und eingesteht. Vielleicht täte so ein Eingeständnis den festgefahrenen Beziehungen zwischen dem Westen und Afghanistan auch gut. Das Selbstbild des Westens als Superhelfer in den Konfliktregionen der Welt rückte die afghanische Botschafterin Maliha Zulfacar in der der Premiere folgenden Diskussion zurecht: Indien stiftete 10 000 Stipendien für Afghanen. Junge Leute, die dann gut ausgebildet beim Aufbau des Landes helfen können. Deutschland stiftete so gut wie keine.

Wir möchten die Afghanen nicht wahrnehmen. Ehe wir uns ihnen öffnen, erklären wir lieber wie Dea Loher die gesamte Kunst für gescheitert. So hat vielleicht gerade das

Quälende an dieser quälenden "Land ohne Worte"-Nabelschau einen Sinn: Man verspürt ein körperliches Unbehagen an dieser Art von Weltsicht und sucht sie in Zukunft womöglich zu meiden.